

Leseprobe

aus Peter Kunkel *Schwarzes Land in weißem Schatten*

Viele weiße Schatten sind uns vor allem in Rwanda und Burundi deutlich geworden. Auf sie bin ich bisher vor allem eingegangen. Die Schulmisere hat mich bereits von den beiden Ländern weggeführt. Viele ihrer Aspekte sind uns eher im Kongo deutlich geworden, vor allem was die Grundschule angeht, und so habe ich mich schon im vorigen Kapitel mehr und mehr dem Land zugewandt, in dem wir die meiste Zeit unserer zentralafrikanischen Jahre verbracht haben.

Der letzte Schatten nun, von dem ich sprechen möchte, ist den beiden kleinen Ländern erspart geblieben. Er fiel mit voller Wucht auf den Kongo und hier wieder unsere Kivuprovinz und besonders ihre Hauptstadt Bukavu. Er würde aber in der Palette dessen, was ich hier über die Wechselwirkung von Europa und Zentralafrika mitteilen möchte, fehlen, zumal er nicht auf uns selbst, sondern auf unsere gesamte afrikanische Umgebung einen tiefen, man wird ohne weiteres sagen können, katastrophalen Einfluß hatte. So scheint es mir sinnvoll, diese rein kongolesische Angelegenheit mit allen ihren Folgen hier anzufügen.

Es geht um die Söldner und ihren Aufstand im Jahre 1967.

Ich habe einmal eine Stunde mit zwanzig Söldnern auf ein Flugzeug gewartet. Was für ein Schauspiel!

Sehr 'soldatisch' ging es jedenfalls nicht zu. Ihre Uniformen waren zwar Allerweltsuniformen in Khaki oder in dem fleckigen Tarnmuster, das alle Armeen des Westens trugen, Belgier, Briten, Franzosen und natürlich auch die Soldaten der afrikanischen Länder, die bis vor kurzem ihre Kolonien gewesen waren. Nur die weinroten Käppis gaben ihrem Habit etwas Farbe. Sie zeigten zugleich an, zu welcher Einheit der kongolesischen Armee sie gerechnet wurden. Alles andere aber erinnerte penetrant an Zeiten, die bei uns über dreihundert Jahre zurückliegen. Mit einem Mal begriff ich, daß die Landsknechte auf den Holzschnitten der Reformationszeit in ihrer gespreizten Pose keineswegs übertrieben dargestellt sind. Es handelt sich um lebensechte Bilder einer *déformation professionnelle*.

Die zwanzig Söldner hatten den kümmerlichen Warteraum des Flugplatzes bis in den letzten Winkel mit einer Biwakatmosphäre ausgefüllt. In malerischen Posen saßen und lagen sie auf den wenigen harten Holzbänken, umgeben von Gewehren, Handgranaten, MGs und Munitionsgürteln, und waren mit sichtlichem Genuß damit beschäftigt, laut zu sein. Keiner schien dem andern zuzuhören. Mindestens zehn von ihnen gaben zur gleichen Zeit ihre Späßchen und Anekdoten von sich und lachten dazu, daß die Scheiben klirrten. Nur der einzige nicht ganz weiße unter ihnen, ein bräunlicher Riese mit schrägen hellbraunen Augen, saß in diesem Tohuwabohu mit stoischer, leicht beunruhigender Ruhe, die ihm von südostasiatischen oder indianischen Vorfahren überkommen sein mochte. Niemand kümmerte sich um ihn. Die anderen waren offenbar blind für ihre Umgebung und voll damit beschäftigt, sich zur Schau zu stellen wie eine Gruppe balzender Birkhähne. Sie taten es mit einer Unbekümmertheit und Naivität, wie ich sie bei erwachsenen Männern sonst niemals und nirgends gesehen habe, auch in Mittelamerika nicht, wo diese Kunst im Rahmen des *machismo* hoch entwickelt ist und eifrig gepflegt wird.

Besonders die Franzosen und Belgier unter ihnen konnten gar nicht mehr richtig laufen, wenn sie sich erhoben, um wieder einmal nach dem Flugzeug zu sehen. Sie ruderten mit ihren Schultern durch den Raum und reckten die Brust mit jedem Schritt noch etwas höher. Jeder europäische Offizier hätte über die Haltung dieser 'Soldaten' Zustände bekommen. Die schwingenden Körper hatten viel Ähnlichkeit mit einem Gockel, der mit den Flügeln schlägt und gleich ein großartiges 'Kikeriki' vom Stapel lassen wird. Im Verein mit dem Spektakel und dem ungunstigen Anblick der stumpfgrauen Handgranaten und MGs hatte die Massenschau auch etwas Beklemmendes, selbst für die wenigen Weißen, die mit auf das Flugzeug warteten.

Die schwarzen Fluggäste verließen grau, verstört und leise den Raum und zogen sich in den Nieselregen draußen zurück. Ab und zu warfen sie einen scheuen Blick nach der Tür, aus der der Lärm der '*Terribles*', der Schrecklichen, scholl. Auch das schwarze Personal verdrückte sich unauffällig. Selbst der Mann hinter dem Schalter, immerhin durch Glas und solide Mauern gegen den Warteraum abgeschirmt, kam nur auf wiederholte Aufforderung aus einer Ecke an sein Fenster geschlichen, wenn ein Fluggast ihm sein Ticket vorweisen wollte. Die Kombination von einem Dutzend Weißen und modernen Waffen ist für zentralafrikanische Nerven offensichtlich zuviel.

Ein Weißer wird in Schwarzafrika leicht größenwahnsinnig, weil sich ihm Tätigkeitsfelder von ungeahnten Dimensionen erschließen. Weniger offen gegen seine Mitmenschen als die Landeskinder, kann er sie durch seine Unnachgiebigkeit, um nicht zu sagen, Sturheit, verhältnismäßig leicht in Bewegung setzen, ganze Völkerscharen, wenn's drauf ankommt. Seine 'Kraft' imponiert, auch wenn die Schwarzen genau wissen, daß es Unsinn ist, was sie für ihn tun müssen. Aber sozusagen jeder Weiße sieht sich doch auch mit harten europäisch-nordamerikanischen Realitäten konfrontiert, die seine Bäume nicht in den Himmel wachsen lassen: der Pflanzer mit den Preisen für seine Produkte, der Entwicklungshelfer mit drittweltfernen Forderungen seiner vorgesetzten Behörde in Übersee, der Wissenschaftler mit denen seiner Geldgeber und der Herausgeber wissenschaftlicher Zeitschriften. Nur ein weißer 'Beruf' in Afrika ist frei von solchen Beschränkungen, der des Söldners eben. Es muß ein herrliches Lebensgefühl sein.

Die Söldner waren aus verschiedensten Herren Ländern zusammengelaufen. Hier und da mag wirklich ein kriminelles Element unter ihnen gewesen sein, wie es deutsche Medien später zu suggerieren versucht haben. Die meisten sind keineswegs von der Leibgarde Al Capones ab- und für den Kongo angeworben worden. Da war vielmehr der ewige Soldat, der den ganzen Rückzug Frankreichs aus seinem Kolonialreich mitgemacht hatte, sich jahrelang in Indochina und Algerien herumgeschlagen hatte und nun nicht mehr ohne das prickelnde Gefühl von Überraschung, Gesetzlosigkeit und nahem Tod leben konnte. Da waren Südafrikaner und Rhodesier mit unklaren Vorstellungen, daß sie hier im Kongo ihre weiße Heimat gegen den 'Kommunismus' verteidigten. Da war der belgische Siedler, der im Chaos der Unabhängigkeit nach und nach seinen Besitz verloren hatte und über die Selbstverteidigung zu seinem jetzigen Job gekommen war. Schließlich gab es natürlich auch junge Leute, die dem grauen Alltag Europas entflohen waren, um ihre Jugendträume von einem freien Mannesleben im Stil des Wilden Westens wahr zu machen. Es war eine bunte Mischung von Haudegen, Abenteurern, Gesetzesverächtern, Idealisten und

Träumern. Gemeinsam war ihnen das Kind im Manne, und das *wollte* nicht nur spielen; das *konnte* es hier auch. Nach Herzenslust sogar. Der Spielraum im wörtlichsten Sinn, der sich ihm hier bot, war gar nicht zu bewältigen; denn einen Konkurrenten, den man wirklich hätte ernst nehmen können, gab es nicht, obwohl der Kongo zeitweise eine der größten Armeen Afrikas besaß.

Im Lauf der Zeit haben zwar belgische, französische, britische und israelische Offiziere die kongolesische Armee ausgebildet, und unter ihren weißen Ausbildern waren die Soldaten auch diszipliniert und brauchbar. Kaum aber unter dem Kommando schwarzer Offiziere, verwandelten sich diese Einheiten in feige, zügellose Haufen, die zu dem Unerfreulichsten gehörten, was Afrika hervorgebracht hat.

Gleich in den ersten Wochen der Unabhängigkeit schickte Lumumba die belgischen Offiziere der Schutztruppe nach Hause. Wenn es ihm vorher schon gelungen war, den neuen Staat aus den Fugen zu bringen, so stürzten die meuternden Soldaten das Land vollends ins Chaos. Mindestens den drei ostafrikanischen Staaten wäre es ähnlich gegangen, wenn ihre Führer nicht etwas aus der kongolesischen Katastrophe gelernt hätten. Einer nach dem andern rief in den ersten Wochen staatlicher Selbstständigkeit eilig die ehemalige Kolonialmacht wieder zu Hilfe, und britische Soldaten entwaffneten die randalierenden und plündernden Truppen des frischgebackenen Vaterlandes. Danach zogen sie sich nicht etwa nach Hause zurück, sondern in möglichst wenig sichtbare Lager nicht weit von der Peripherie der Hauptstädte der neuen Staaten. Wie lange sie dort blieben, hat man erfolgreich vernebeln können. In Kenya und Uganda waren es jedenfalls mehrere Jahre. Gerade die großen weisen Männer, Kenyatta und Nyerere, in Europa hochgepriesen ob ihrer Fähigkeit, ihre Vielvölkerstaaten reibungslos in die Unabhängigkeit hinübergeleitet und zusammengehalten zu haben, verdankten ihr politisches Glück zu nicht unerheblichem Teil den jungen weißen Männern, die Großbritannien ihnen überließ und die sie wenigstens am Anfang ihrer Karriere vor ihren eigenen Landsleuten geschützt haben. Die rührenden Vorstellungen, die Presse, Funk und Fernsehen damals von der Kräfteverteilung in Schwarzafrika entwickelt haben, zeugten nicht nur von ideologischer Verbohrtheit. Sie zeigten auch, wie geschickt die neuen Herren - und das helfende europäische Land - hier wie anderswo der Weltöffentlichkeit die wahren Fundamente der Macht vorenthalten haben.

Die schwarze Soldateska ließ sich in Rekordzeiten entwaffnen, und das von lächerlich kleinen Kommandos. In Nairobi sollen zwanzig Briten mit einem Panzer vor dem Lager der 'Befreiungsarmee für Südafrika' vorgefahren sein, und das genügte, um die schwarzen Meuterer ohne einen Schuß die Waffen niederlegen und sich gefangennehmen zu lassen, obwohl sie gewiß nicht mit einer sanften Behandlung von Seiten des 'Siegere' zu rechnen hatten, denn das waren nicht mehr die fairen Briten, sondern die schwarze Regierung von Kenya. Wären sie vielleicht doch nicht so ganz für den Zweck geeignet gewesen, für den sie Kenyatta bereits vor der Unabhängigkeit zusammengestellt hatte?

Warum bloß meutern diese schwarzen Soldaten bei der ersten Gelegenheit und sind solche Schlappschwänze, sobald ein paar Stahlhelme mit weißen Gesichtern darunter auftauchen?